

Evelyn
Prentis

Ruf des Lebens

ZEIT DER VERÄNDERUNG



aufbau *digital*

Evelyn
Prentis

Ruf des Lebens

ZEIT DER VERÄNDERUNG



aufbau *digital*

Über das Buch

Wir lernten schnell, mit dem Krieg zu leben. Wir wurden sehr geübt darin, die Patienten, die laufen konnten, rasch in die Schutzräume zu bringen, wenn die Sirenen ertönten. Ebenso geübt waren wir darin, denjenigen, die nicht laufen konnten, einzureden, dass sie dort wo sie waren, sicher wären. Einige glaubten uns, andere nicht.

Evelyn schließt ihre Ausbildung zur Krankenschwester erfolgreich ab und überrascht damit nicht nur die anderen Schwestern und ihre Mutter, sondern auch sich selbst. Nie hätte sie sich diese harte Ausbildung zugetraut. Beflügelt von ihrem Erfolg fasst sie den mutigen Entschluss von Nottingham nach London zu ziehen, um dort in ihrem neuen Beruf weiterzuarbeiten. Doch der Krieg hat London bereits fest im Griff und schon bald prägen Bombenhagel, Luftschutzbunker und unzählige Verletzte den harten Alltag der Krankenschwestern ...

Die ergreifenden Memoiren der englischen Krankenschwester Evelyn Prentis als deutsche Erstausgabe. Für alle Fans von Donna Douglas und der TV-Serie »Call the Midwife«. Alle Titel der Reihe können unabhängig voneinander gelesen werden.

Über Evelyn Prentis

Evelyn Prentis, geboren 1915, wuchs in Lincolnshire auf. Mit achtzehn Jahren verließ sie ihr Elternhaus, um eine Ausbildung zur Krankenschwester zu absolvieren. Während des Zweiten Weltkrieges zog sie nach London, heiratete und gründete eine Familie. Sie starb 2001 im Alter von fünfundachtzig Jahren. Über ihr Leben als Krankenschwester hat die mehrere Bücher geschrieben. Ruf des Lebens - Zeit des Aufbruchs ist der erste Titel dieser Buchreihe.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Evelyn Prentis

Ruf des Lebens - Zeit der Veränderung

Übersetzt aus dem Englischen von Cécile G. Lecaux

 aufbau *digital*

Für Judith und Barbara, in Liebe

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Teil I

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Teil II

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Teil III

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Teil IV

Kapitel 13

Kapitel 14

Teil V

Kapitel 15

Kapitel 16

Teil VI

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Impressum

Teil I

Kapitel 1

Ich stand mit schwitzigen Händen im Büro der Oberschwester auf der Matte und scharrte nervös mit den Füßen – wie schon so oft seit dem ersten Tag meiner Ausbildung. Es war eine schäbige, abgewetzte Matte, vor allem in der Mitte abgenutzt, dort, wo vor mir schon Generationen verunsicherter Krankenschwestern unruhig mit den Füßen gescharrt hatten. Dieselbe schäbige Matte, auf der ich bäuchlings gelandet war, als ich das erste Mal zur Oberschwester zitiert worden war. Die Stufe zu verfehlen und auf die Nase zu fallen war meinem Start in die Ausbildung nicht gerade förderlich gewesen.

Damals hatte die Oberschwester mich ebenso eisig gemustert wie sie es heute tat, ohne den leisesten Hauch von Belustigung. Und so wie heute hatte auch damals der fette Scottish Terrier auf seinem Platz neben dem Schreibtisch verächtlich die Zähne gefletscht. Wie damals fühlte ich mich unbehaglich unter dem inquisitorischen Blick und durch den übelriechenden Atem des Tiers. Es kam mir vor, als hätte sich seit damals nichts geändert. Als würde sich nie etwas ändern.

Dabei hatte sich sehr wohl einiges getan! Ich war keine Lernschwester mehr mit einer Haube, die die Ohren

verdeckte und mit einem Dutzend Haarklammern befestigt werden musste. Ich hatte meine Abschlussprüfung bestanden und war jetzt eine examinierte Krankenschwester, und auf dem Kopf trug ich nun eine neue Haube, die von wenigen Haarklammern und zwei spitzenbesetzten Schleifen gehalten wurde. Erst an diesem Morgen hatte ich meinen Namen auf der Liste derjenigen gelesen, die die Prüfung bestanden hatten, woraufhin ich auf mein Zimmer gerannt war, um die Schleifen aus der Schublade zu holen, zu bügeln und stolz anzulegen. Obwohl ich sie erst kurze Zeit trug, scheuerten die gestärkten, steifen Bänder bereits unter meinem dicken Kinn. Aber noch waren sie so neu, dass die Freude überwog, vermittelten sie mir doch ein völlig überzogenes Gefühl meiner eigenen Wichtigkeit.

Die Oberschwester schaffte es jedoch sehr schnell, mir dieses erhebende Gefühl wieder auszutreiben. Sie warf nur einen Blick auf die Schleifen und zog missbilligend die Brauen hoch.

»Guten Morgen, Schwester«, sagte sie dann. »Aus Ihren Schleifen schliesse ich, dass Sie die Abschlussprüfungen bestanden haben.« In ihrer Stimme schwang ein eisiger, ungläubiger Unterton mit, als wäre sie hiervon ebenso verblüfft, wie ich es gewesen war. Tatsächlich grenzte es an ein Wunder. Es war nicht leicht gewesen. Bei der mündlichen Prüfung hatten die Prüfer und ich uns in

mehreren Punkten nicht einigen können, und auch mehrere meiner schriftlichen Antworten hatten Anlass zur Diskussion geboten. Hinterher war ich zutiefst deprimiert gewesen und überzeugt davon, nie den Status einer examinierten Krankenschwester zu erreichen.

Dementsprechend war es nicht verwunderlich, dass es der Oberschwester schwerfiel zu glauben, dass ich mich über Nacht von einer Lernschwester, die ihre Haube mit unzähligen Haarklammern befestigte, zu einer echten examinierten Krankenschwester gemausert hatte, die ihre Haube mit Bändern unter dem Kinn fixieren durfte.

Zweifellos betrachtete sie mich immer noch als faul, nachlässig und mit mangelnder Liebe zum Detail und ebenso mangelndem Talent für den Krankenschwesternberuf ausgestattet – alles Dinge, die mir in den vergangenen drei Jahren immer wieder Strafpredigten in eben diesem Büro eingebracht hatten. Jede meiner Verfehlungen war in meiner Personalakte vermerkt worden und wurde offenbar jedes Mal gegen mich verwendet, wenn ich – so wie jetzt wieder – auf der kleinen Matte stand.

Ich schwieg eisern und tröstete mich mit dem Gedanken, dass ich selbst als geborene Krankenschwester – die ich zweifellos nicht war –, als Verkörperung von Effizienz und als zweite Florence Nightingale in makelloser blau-weiß gestreifter Uniform nicht herzlicher empfangen worden

wäre. Die Oberschwester behandelte alle mit derselben kühlen Herablassung. Sie war die ewige Oberschwester. Ihre Schleifen waren größer, die Spitze edler und der Stoff steifer als bei jeder anderen Schwester an diesem Krankenhaus. Die Bänder ruhten zwischen ihrem zweiten und dritten Kinn und die Schleifen wackelten, wenn sie sprach. Das war das Metronom, nach dem unsere Hoffnungen und Ängste getaktet waren: Bewegten sie sich langsam, blieben auch wir einigermaßen entspannt, aber mit zunehmendem Tempo gerieten wir ins Schwitzen.

Die Oberschwester war der Dreh- und Angelpunkt unseres Lebens, gefürchtet von allen Schwestern unabhängig von ihrem Rang, sogar die dienstältesten Ärzte zollten ihr Respekt. Solange sie an ihrem Schreibtisch saß, ungerührt und weitgehend regungslos, fühlten wir uns sicher in der Gewissheit, dass das Krankenhaus mitsamt Inventar und Personal fortbestehen würde, ganz egal was außerhalb des Geländes vor sich gehen mochte. Doch schon bald sollte sich herausstellen, dass nicht einmal sie von den Ereignissen des Jahres 1938 unberührt bleiben sollte.

Ihre Schleifen zuckten wieder. Sie senkten sich erwartungsvoll herab, als sie den Mund öffnete, und ruckten abrupt nach oben, als sie schroff ihre Meinung kundtat.

»Sie haben sich in den vergangenen Jahren nicht besonders positiv hervorgetan, Schwester«, sagte sie und wartete, dass ich ihr zustimmte. Sie brauchte nicht lange zu warten. Ich war dahingehend erzogen worden, ältere Menschen zu respektieren und höhergestellte Personen zu fürchten. Niemals hätte ich es gewagt, ihr zu widersprechen.

»Ja, Oberschwester«, sagte ich artig. »Nein, Oberschwester«, verbesserte ich mich gleich darauf hastig.

Ihr Blick glitt über meine verknitterte, aber saubere Schürze, verweilte kurz auf meinem glatten, aber schmutzigen Kragen, streifte meine Haube und verharnte schließlich bei den Schleifen, die längst ihre Bedeutung verloren hatten.

»Ich hoffe, dass Sie als examinierte Krankenschwester mehr Beflissenheit an den Tag legen als in der Zeit Ihrer Ausbildung«, fuhr sie kalt fort und ließ mir einen Moment Zeit, darüber nachzudenken, dass sie mir mangelnden Arbeitseifer unterstellte. Ich dachte darüber nach. Sie hatte recht. Ich strotzte nicht eben vor »Beflissenheit«. Das war die letzten drei Jahre so gewesen, und daran würde sich wahrscheinlich auch in Zukunft nichts ändern.

»Ja, Oberschwester. Danke, Oberschwester«, hauchte ich und verließ das Büro.

Drüben in dem tristen, unmöblierten Raum, den wir als Bibliothek bezeichneten, obwohl dort kein einziges Buch zu

finden war, stieß ich auf Baker, Weldon, Davies und die Irin. Sie alle qualmten bereits, war die besagte Bibliothek doch der einzige Raum im ganzen Krankenhaus, in dem das Rauchen erlaubt war. Sie hatten mich in den vergangenen drei Jahren durch Mühen, Stress und Entbehrungen begleitet und die Lehrjahre viel erträglicher gemacht, als ich zu Beginn unserer Ausbildung zu hoffen gewagt hatte. Sie hatten ebenfalls das Examen bestanden und bereits vor mir auf der Matte im Büro der Oberschwester mit den Füßen gescharrt. Jetzt konnten wir mit billigen Zigaretten unseren glorreichen Sieg über die feindlichen Prüfer feiern. Wie ich brauchten sie dringend eine Dosis Nikotin, um nach der Ansprache der Oberschwester ihre strapazierten Nerven zu beruhigen.

Ich nahm von Baker eine Woodbine an und zündete sie am glühenden Ende der Park Drive der Irin an. Es war Monatsmitte und der letzte Zahltag nur noch eine ferne Erinnerung, während der nächste noch in ebenso ferner Zukunft lag. Keine von uns konnte sich die luxuriöseren Zigarettenmarken leisten. Bei vielen reichte es kaum für den billigsten Tabak. Weldon gab ihr Monatsgehalt von dreißig Pfund fast vollständig für irgendwelchen modischen Schnickschnack aus, der in der untersten Schublade verschwand, um uns dann lange vor dem nächsten Zahltag um Kippen anzuschmorren, und Davies mit ihrer legendären walisischen Vorsicht zahlte jeden Monat brav einen Teil

ihres Gehalts auf ihr Sparkonto ein - als Sicherheit fürs Alter. Mir war Sparsamkeit fremd. Ich war zu einem Alter in Armut verdammt. Und ich besaß auch keine Schublade voller frivoler Unterwäsche. Außerdem hatte ich mich mit einundzwanzig damit abgefunden, dass ich wohl nie heiraten würde.

Weldon nahm sich meine letzte Reszke Minor, brach sie in der Mitte durch und reichte eine Hälfte an Davies weiter.

»Und? Was hat sie gesagt?«, fragte sie mich und warf die leere Zigarettenpackung aus dem Fenster, damit ein Gärtner sich fluchend danach bücken musste. Sie und Davies wussten, dass ich ihnen meine letzte Zigarette nicht vorenthalten hätte. Nicht solange Baker noch welche hatte, die sie mit mir teilte. Zwischen uns hatte sich schon ganz früh eine besondere Freundschaft entwickelt. Die anderen hatten mir - auch ungefragt - in jeder Lebenslage mit Rat und Tat zur Seite gestanden und mich immer aufgerichtet, wenn ich deprimiert gewesen war. Auch wenn wir nicht immer einer Meinung waren, waren wir uns zumindest darin einig, dass die Menschen nun einmal verschieden waren, und ich war definitiv anders als sie oder Baker. Ich besaß keine der unbestimmbaren Eigenschaften, die sie in geborene Krankenschwestern verwandelt hatten, aber das tat unserer Freundschaft keinen Abbruch.

Zwar hatten sie sich zuweilen bemüßigt gefühlt, mich für meine wilderen Ausschweifungen zu tadeln, aber ihre

Kritik war nie allzu destruktiv gewesen. Auf jeden Fall hatten sie die vergangenen Jahre viel erträglicher gemacht.

Ich wartete, bis alle Zigaretten glommen, und berichtete ihnen dann, wie überrascht die Oberschwester davon gewesen war, dass ich die Abschlussprüfungen bestanden hatte. Ich imitierte lebhaft die Bewegung ihrer Brauen, ihre kritische Musterung und legte bei der Wiedergabe ihrer Ermahnungen besonderen Nachdruck auf das Wort »Beflissenheit«. Als ich mit meiner kleinen Darbietung fertig war, fing Baker an zu kichern.

Baker war eine fröhliche, vollbusige junge Frau, die auch durch düsterste Gewitterwolken einen Silberstreifen am Horizont erkannte; eine Eigenschaft, die sich als sehr hilfreich erwies, als die Wolken den Himmel derart verfinsterten, dass man schon sehr viel Fantasie brauchte, um noch einen Lichtschimmer zu erkennen.

»Mein Gott«, sagte sie. »Sie muss den Spruch von einem Zettel abgelesen haben, zu mir hat sie nämlich exakt dasselbe gesagt.«

»Zu mir auch!«, bestätigten die anderen unisono.

Ich war kein bisschen überrascht. Die Ansprache hatte auch für mich geklungen wie auswendig gelernt. Wir dachten eine Weile darüber nach, dann blickte Davies von einer zur anderen.

»Mal interessehalber«, sagte sie dann ernst. »Was genau bedeutet eigentlich Beflissenheit?« Wenn Davies etwas

sagte, klang es meistens ernst. Sie war eine ernsthafte junge Frau. Ihr fehlte diese entspannte Grundhaltung, die Baker das Leben so viel erträglicher machte. Davies war eine unverbesserliche Schwarzseherin.

Die Irin ließ einen Rauchkringel an die schmutzige Decke steigen, bevor sie ihre Definition des Wortes »Beflissenheit« kundtat. Es war eine sehr irische Definition.

»Das klingt nach ›fließen‹. Vielleicht hat es etwas mit Körperflüssigkeiten zu tun.« Sie blickte dem Zigarettenrauch hinterher als wären es Weihrauchschwaden. Wir anderen schüttelten den Kopf und versicherten ihr, dass – was immer dieses Wort bedeuten mochte – es ganz sicher nichts mit Körperflüssigkeiten zu tun hatte. Körperflüssigkeiten gehörten in die Waschküche oder ins Labor, aber im Büro der Oberschwester hatten sie ganz sicher nichts zu suchen. Und so blieb die Frage nach der Bedeutung von Beflissenheit – wie so viele andere im Laufe der Jahre – unbeantwortet.

Ich war erleichtert, nachdem ich erfahren hatte, dass die Oberschwester mit den Leistungen der anderen ebenso unzufrieden war wie mit meinen. Immerhin stand somit fest, dass sie es nicht speziell auf mich abgesehen hatte. Obwohl ich wusste, dass es unfair war, mich Davies, Weldon und Baker gleichzustellen, kam ich mir jetzt nicht

mehr wie eine totale Versagerin vor, die dem Berufsstand der Krankenschwester Schande machte.

Ich konnte der Irin ansehen, dass es ihr ähnlich ging. Sie war ebenfalls keine geborene Krankenschwester. Ihr war diese Laufbahn ebenso aufgezwungen worden wie mir. Und unsere Mütter, die diese Wahl für uns getroffen hatten, waren aus den gleichen Gründen auf diese Berufswahl verfallen: Krankenschwestern wurden auch während der Ausbildung bezahlt und Kost, Logis und Wäsche wurden zusätzlich gestellt, wenn auch das Essen recht bescheiden war. Hinzu kam die naive Überzeugung, dass Krankenpflege eine damenhafte Beschäftigung sei. Sie waren noch altmodisch genug, um sich vorzustellen, dass Krankenschwestern ihre Zeit damit verbrachten, als Engel der Barmherzigkeit fiebrigen Patienten fürsorglich eine kühlende Hand auf die Stirn zu legen. Sie wären vermutlich zutiefst erschüttert gewesen, wenn sie hätten beobachten können, wie wir, kaum dass wir unser behütetes Zuhause verlassen hatten, mit eiskalten Fingern Hand an bettwarme Männerhintern legten.

Daher achtete ich bei meinen Besuchen daheim darauf, nichts zu erzählen, was die Vorstellungen meiner Mutter vom Leben und Wirken einer Krankenschwester zerstört hätte. Ich erzählte ihr nur das, was sie meiner Meinung nach hören wollte.

Baker zupfte nervös am Band ihrer Haube und drehte an den Schleifen. »Die blöden Dinger schnüren mir die Luft ab«, sagte sie und zerrte an dem Band, das ihr ins Fleisch geschnitten hatte. Hierauf zupften wir alle ebenso nervös an unseren eigenen Bändern, drückten unsere Zigaretten auf dem Linoleumboden aus und machten uns mit der neu gewonnenen Würde examinierter Krankenschwestern auf den Weg zu unseren Stationen.

Ich war auf der Frauenstation eingeteilt, was mir ganz recht war. Ich war froh, nicht auf die Gynäkologie zu müssen, deren Stationsschwester es eine sadistische Freude bereitete, neue Krankenschwestern zu drangsalieren. Eine frisch gebackene examinierte Krankenschwester war für sie ein gefundenes Fressen, erst recht, wenn es sich bei der besagten frisch gebackenen examinierten Krankenschwester um mich handelte. Ihre Station war die allererste gewesen, auf der ich gearbeitet hatte, und seit jener Zeit hatten wir wenig Freude aneinander. Es gab auf beiden Seiten Dinge, die man besser vergaß, auch wenn man sie nie verzeihen konnte.

Ich war außerdem froh, nicht für eine Männerstation eingeteilt worden zu sein. Durch zwei Reihen Betten hindurchzugehen, mein rundes, pausbäckiges Gesicht von einem Band und zwei Schleifen vom Rest meines ebenso runden Körpers abgetrennt, hätte zweifellos für große Heiterkeit gesorgt, zumal die Schleifen noch zu neu waren,

um Respekt zu gebieten. In ein paar Tagen, wenn sie nicht mehr ganz so steif wären, würden mir gehässige Kommentare über meinen Busen und meinen Hintern vielleicht erspart bleiben, aber nicht so unmittelbar nach der bestandenen Prüfung.

Die Stationsschwester auf der Frauenstation begrüßte mich zwar freundlich, aber ihre Begeisterung hielt sich in Grenzen. Das war nicht persönlich gemeint, sie war insgesamt nicht der überschwängliche Typ. Sie war zierlich und eine graue Maus mit einer sanften Stimme. Der äußerliche Schein verleitetete zu der Annahme, ihr Charakter sei ebenso farblos wie ihre Erscheinung, aber jene, die diesem Irrtum verfielen, wurden bald eines Besseren belehrt. Die weiche Schale barg einen stählernen Kern, und sie leitete ihre Station mit der gleichen gnadenlosen Effizienz wie die Stationsschwester der Gynäkologie.

Der einzige Unterschied zwischen den beiden Frauen war, dass die Stationsschwester der Gynäkologie ihre Untergebenen zu unterwürfigem Gehorsam zwang, während die hiesige Stationsschwester ihre Macht auf subtilere Weise ausübte. Wenn sie mit bescheiden gesenktem Kopf, jedoch mit aufmerksamem Blick durch die Station schritt, glätteten die Patienten ihre Bettdecken und entfernten hastig Abfall von ihren Nachttischen, ohne dass sie missbilligend die Stirn runzeln oder gar die Stimme

erheben musste. Eine Technik, die im Übrigen bei Krankenschwestern ebenso effektiv war wie bei Patienten.

Wir überschlugen uns förmlich, um ihre Anweisungen auszuführen, und erst hinterher wurde uns bewusst, dass niemand uns zu besonderer Eile angetrieben hatte, schon gar nicht lautstark. Wir konnten selbst nicht genau sagen, auf welche Weise die Dringlichkeit vermittelt wurde, aber wir empfangen das Signal klar und deutlich. Und wir gehorchten.

Nur eins brachte die Stationsschwester aus der Ruhe. Eine Krankenschwester hatte ihre kleine Schwäche an einem Weihnachtsmorgen entdeckt, als das Pflegepersonal im Büro versammelt war und den obligatorischen Weihnachtskaffee trank. In der Außenwelt, draußen vor den Krankenhaustoren, wurde Kaffee noch vorwiegend von wohlhabenderen Leuten getrunken, vom Adel und von wichtigen Persönlichkeiten wie Ärzten und den ranghöchsten, dienstältesten Krankenschwestern. Aber an Weihnachten wurden die Bohnen hervorgeholt, gemahlen und wie eine milde Gabe auf den Stationen ausgegeben, um das Fest einzuläuten. Die meisten von uns hätten eine Tasse Tee vorgezogen, aber wir würgten das bittere Gebräu herunter, weil Weihnachten war und man von uns erwartete, dass wir uns über diese großzügige Geste freuten.

»Woher kommen Sie eigentlich, Schwester?«, hatte die Krankenschwester gefragt, der offenbar das Koffein zu Kopf gestiegen war. Sie war neugierig geworden wegen des leichten Akzents, der zutage trat, sobald die Stationsschwester sich in einem Gespräch auch nur ein wenig ereiferte. Zur allgemeinen Verblüffung brach die Stationsschwester hierauf in schallendes Gelächter aus. Sie lachte, bis ihr die Tränen über die Wangen liefen, während die übrigen Krankenschwestern verunsichert dastanden und verlegene Löcher in die Luft starrten.

Noch nie hatte jemand die Stationsschwester so erlebt, und nach ihrem sonst so unerschütterlichen Gleichmut brauchten alle eine Weile, um ihre Überraschung zu überwinden. Schließlich stimmte dann doch jemand aus Höflichkeit ein und gab ein zurückhaltendes, leises Kichern von sich. Bald darauf lachten alle mit, obwohl keiner wusste, was eigentlich so komisch war. Schließlichklärte die Stationsschwester sie auf.

»Nether Wallop«, sagte sie atemlos, worauf prompt der nächste Lachanfall folgte. Und so wurde die Frage nach ihrer Herkunft Teil der alljährlichen Weihnachtsroutine, und der Spaß versüßte uns auch den ungewohnten Kaffee.

In den ersten Monaten als examinierte Krankenschwester befand ich mich in einer Art Schockstarre. Alles fiel mir extrem schwer. Das Leben war unerträglich hart. Meine Füße brachten mich um, meine Beine schmerzten und mir

blutete das Herz. Das neue Leben glich einem Sprung ins kalte Wasser. Es war völlig anders als alles, was ich je gekannt hatte, und stürzte mich in tiefste Verzweiflung.

Dass mein Dasein als examinierte Krankenschwester die Füße und Beine stark beanspruchte, war jedoch weniger schlimm, verglichen mit dem Herzschmerz und der Verzweiflung, die mich plagten. Dass ich nun plötzlich mit Situationen konfrontiert wurde, in denen von mir erwartet wurde, Anweisungen zu geben, anstatt zu empfangen, versetzte mich regelrecht in Panik. Ich war Mitläuferin, keine Anführerin. Ich überließ gerne anderen die Initiative und befolgte deren Anweisungen. Dass ich jetzt diese Rolle einnehmen sollte, war für mich die größte Herausforderung meiner neuen Position.

Andere frisch gebackene examinierte Krankenschwestern konnten irgendwo auf der Station Stellung beziehen und von dort aus Anweisungen erteilen, die bis in die hintersten Winkel der Station und darüber hinaus gehört wurden. Sie konnten einer Lernschwester mit solcher Autorität auftragen, eine Bettpfanne zu holen, und zwar schnell, dass die Angesprochene alles stehen und liegen ließ, um davonzueilen und im Eiltempo mit dem Gewünschten zurückzukommen.

Bei mir war das anders. Ich hielt immer erst ewig nach einer Lernschwester Ausschau, bat sie um Entschuldigung, weil ich sie bei der Arbeit störte, und fragte, ob sie wohl so

nett sei, eine Bettpfanne für den Patienten zu holen, der seit zehn Minuten lauthals nach einer solchen verlangte. Hierauf erntete ich regelmäßig dermaßen genervte Blicke, dass ich mich letzten Endes erneut entschuldigte und selbst lostrabte, um die Bettpfanne zu holen. Die Lernschwestern waren hiervon natürlich begeistert und nutzten meine Führungsschwäche so gnadenlos aus, wie ich es an ihrer Stelle auch getan hätte.

Eines Tages rief mich die Stationsschwester in ihr Büro, um das Problem mit mir zu besprechen. Sie war freundlich, aber bestimmt. So war sie immer. Sie wies mich sanft darauf hin, dass einer der größten Vorteile der Position einer examinierten Krankenschwester darin bestehe, dass man die unangenehmeren Arbeiten den Lernschwestern überlassen könne. Verantwortung delegieren nenne man das. Sie erklärte mir, dass die Fähigkeit zu delegieren ebenso wichtig sei wie Beobachtungsgabe. Richtig angewendet, könnten diese Fähigkeiten aus einer examinierten Krankenschwester in erstaunlich kurzer Zeit eine Stationsschwester machen. Sie rief mir außerdem in Erinnerung, dass die Lernschwestern aufgrund ihres unstillbaren Wissensdurstes bei uns waren, und wenn ich ihnen alles abnähme, würden sie nie etwas lernen. Ich wusste, dass sie mit allem recht hatte, aber das änderte nichts. Es war bereits zu spät. Die Lernschwestern warfen weiterhin bedeutungsvolle Blicke in meine Richtung, wenn

etwas anstand, worauf sie keine Lust hatten, wohl wissend, dass ich ihnen die Aufgabe abnehmen würde, wenn sie nur lange genug warteten. Das Gleiche galt für meine Überwachungsfähigkeiten. Wenn ich Schwesternschülerinnen dabei erwischte, wie sie hinter der Küchentür aßen oder tranken, wenn die Stationsschwester gerade nicht da war, wäre es meine Pflicht gewesen, sie anzuschreien, sie zur Schnecke zu machen, ihnen damit zu drohen, sie zur Oberschwester zu schicken, und mir eine besonders verhasste Aufgabe für sie auszudenken, um sie für den Regelverstoß zu bestrafen. Aber ich tat nichts dergleichen. Ich sah mich selbst, wie ich noch vor kurzem hastig kalten Fisch und Scheiben Plumpudding in mich hineingestopft und dabei gehofft hatte, dass mich niemand erwischte.

Zu all den anderen Schwächen kam bei mir hinzu, dass ich immer beide Seiten der Medaille sah und es mir entsprechend schwerfiel, mich für eine Seite zu entscheiden. Die Schleifen trugen auch nicht dazu bei, mir mehr Autorität zu verleihen. Der einzige Vorteil, den mir mein neuer Status einbrachte, war eine Gehaltserhöhung von zwanzig auf fünfundzwanzig Pfund pro Jahr. Davon abgesehen war mein Leben komplizierter denn je.

Natürlich sprach ich mit Davies über das eine oder andere Problem. Wir waren ähnlich streng erzogen worden und hatten demgemäß die gleichen Skrupel, autoritär

aufzutreten. Wir waren beide schüchtern, wo Mut gefordert war, und strikte Antialkoholiker, obwohl es uns sicher gutgetan hätte, uns auf den Partys der Irin auch mal einen Schluck zu genehmigen.

Die Irin fand immer einen Grund zum Feiern. Die Partys begannen unweigerlich mit einer vollen Flasche und endeten erst, wenn diese leer war, und trotzdem wurde sie nicht zur Alkoholikerin. Dafür gab es viel zu viele Gäste, die ihren Zahnputzbecher füllen ließen, sodass letztlich jede nur recht wenig trank.

In den Jahren, in denen Davies und ich uns ein Zimmer mit der Irin geteilt hatten, hatten wir uns kein einziges Mal dazu überreden lassen, an einer ihrer Partys teilzunehmen. Wenn sich wieder eine solche ankündigte, bestanden wir darauf, dass sie ihre Flasche nahm und anderswo feierte. Da wir zu strenger Enthaltbarkeit erzogen worden waren, hatten wir stets die Gefahren vor Augen, denen sich jene aussetzten, die dem Alkohol zusprachen wie die Irin. Sie gab kurz nach der bestandenen Abschlussprüfung ihre letzte Party, nicht nur um dieses Ereignis gebührend zu feiern, sondern um uns darüber hinwegzutrusten, dass sie uns bald verlassen würde.

Eines Morgens, noch vor unserer Abschlussprüfung, standen wir in der Bibliothek, starrten finster in unsere leeren Geldbörsen und fragten uns, wo wir den nächsten Penny auftreiben sollten, als die Irin einen Brief erhielt, in

dem ihr mitgeteilt wurde, dass sie ein Vermögen in der Lotterie gewonnen hatte. Da der Brief weder Bargeld noch eine Postanweisung enthielt, waren wir immer noch pleite, nachdem die glückliche Gewinnerin sich zumindest halbwegs von dem Schock des unverhofften Geldsegens erholt hatte. Doch das sollte sie nie wirklich tun. Der Gedanke, dass das Geld irgendwo herumlag, bis sie volljährig war, und sie bis dahin weiterhin keinen Penny besaß, verdarb ihr den Appetit und raubte ihr den Schlaf. Doch nach ihrem einundzwanzigsten Geburtstag erhielt sie Zugriff auf das Vermögen und wollte nach Amerika auswandern.

Anfangs lehnten Davies und ich die Einladung zu ihrer Abschiedsparty so wie alle vorausgegangenen Einladungen ab. Da es sich jedoch um einen besonderen Anlass handelte und somit nicht drohte, zur Gewohnheit zu werden, und nachdem die Irin versprochen hatte, für uns eine Flasche Limonade zu besorgen, wenn wir ausnahmsweise über die Stränge schlugen, ließen wir uns erweichen.

Die Party war kein großer Erfolg. Wir saßen in einem fremden Zimmer auf dem Fußboden und wagten nicht, das Licht einzuschalten, für den Fall, dass Mary draußen herumschlich. Mary hatte als Hausmutter im Schwesternwohnheim das Sagen und kam ihren Pflichten mit solchem Enthusiasmus nach, dass ihren Argusaugen nur höchst selten etwas entging. Obwohl wir volljährig und